

Olympische Spiele und die Förderung der sozialen Kohäsion

Vortrag

von Prof. Dr. Dr. h.c. Gudrun Doll-Tepper

Präsidentin des Weltrats für Sportwissenschaft und Leibes-/ Körpererziehung

am 29. März 2008 in Peking

Internationale Fachkonferenz „Olympische Spiele 2008: Die Welt blickt auf China“

Konrad-Adenauer-Stiftung in Kooperation mit der Beijing Olympic Economy Research Association

Die Olympischen Spiele sind das größte und bedeutendste regelmäßig wiederkehrende Sportereignis unserer Zeit. Sie sind *das* große Fest des Sports, eine Messe der Superlative. Sie stehen für Wettkämpfe auf höchstem Niveau, für Rekorde und Medaillen, für Siege und Niederlagen, für Triumphe und Enttäuschungen.

Aber: Die Olympischen Spiele sind viel mehr. Sie sind, das lehren uns die Geschichte und die Gegenwart, auch ein Politikum, sie sind ein Wirtschaftsfaktor und nicht zuletzt ein weltweit bedeutendes Medienereignis. .

Aber zudem und manchem mehr, sind die Olympischen Spiele auch eine Utopie. Sie sind nämlich mit einer übergreifenden Absicht, einem höheren Ziel, mit der Olympischen Idee verbunden. Und dies von Anfang an.

Funktion und Wirkung

Bekanntlich war es der französische Baron Pierre de Coubertin, der am Ausgang des 19. Jahrhunderts – gegen vielfältigen Widerstand übrigens – die Idee eines

internationalen Sportfestes entwickelte, um damit, wie er sagte, „antiken Geist in moderner Form“ wiederzubeleben. Indem er auf Olympia als Synonym für eine längst vergangene, vermeintlich heile Welt des Sports abhob, verband der Philhellene nicht zuletzt die Absicht, seinem – von vielen, besonders heftig von den deutschen Turnern beargwöhnten – Projekt Überzeugungskraft und Legitimation zu verleihen.

Coubertin war somit Stratege und Idealist. Das olympische Label diente ihm als ein werbewirksames Etikett, doch verband er es zugleich mit höchst honorigen Absichten.

Coubertin war außerdem Patriot genug, um sein Bemühen um die Etablierung eines internationalen sportlichen Großereignisses zunächst in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen. Er verband es mit der Intention, der brachliegenden Leibeserziehung, sprich dem Schulsport in Frankreich, auf die Sprünge zu helfen. Dieses Defizit hatte er nämlich schon in jungen Jahren als Ursache für die Schwäche der französischen Jugend und damit für die als nationales Trauma empfundene Niederlage gegen den „Erzfeind“ Deutschland im Krieg von 1870/71 ausgemacht, und dessen Behebung zu einem zentralen Anliegen seines Lebens und Wirkens erhoben. Seine Maxime „rebronzer la France“ versuchte er also nicht, wie seine Familientradition eigentlich nahelegte, auf dem Wege einer militärischen Karriere, sondern auf pädagogische Weise umzusetzen.

Die hier anklingende Funktionalisierung Olympischer Spiele im Blick auf ihre potenziell katalysierende Wirkung auf Förderung und Entwicklung des Sports ist im Einklang mit dem bis heute vom Internationalen Olympischen Komitee in seiner Charta als „fundamentale Prinzipien“ propagierten Leitlinien der Olympischen Bewegung. Besonderes Augenmerk ist dabei auf den Aspekt der „sozialen Kohäsion“ zu richten.

Worin besteht der olympische Mehrwert und das olympische Vermächtnis?

Zunächst muss ich auf die Schwierigkeit verweisen, den tatsächlichen Mehrwert Olympischer Spiele zu ermitteln oder gar zu quantifizieren.

Um ein Beispiel zu nennen: Wie schon zuvor in Griechenland und in anderen Ländern, in denen die Spiele gastierten, wurde auch in China eine Initiative im Sinne „olympischer Erziehung“ ergriffen und entsprechende Programme für die Schulen entwickelt. Ob und inwiefern diese nachhaltig Früchte tragen, kann heute noch nicht ermittelt werden. Eher feststellbar ist schon, ob in Folge und aufgrund der Olympischen Spiele im betreffenden Land mehr Menschen Sport treiben als zuvor, sofern dies in organisierter Weise geschieht und sich etwa in Form von Neugründungen oder Mitgliederzuwachsen von Vereinen oder der Schaffung neuer Möglichkeiten für den Breitensport nachweisen lässt. Unter der Überschrift „Legacy“, also: Vermächtnis, werden heute – mehr als je zuvor – die nachhaltigen Wirkungen der Olympischen Spiele in den Blick genommen und dabei „hard legacy“, z. B. das Vorhandensein von Sportstätten und ihre Nutzung durch die Bevölkerung und „soft legacy“, z. B. die Entwicklung einer größeren Affinität zum Sport, eines gesunden Lebensstils und eines verstärkten sozialen Miteinanders der Menschen unterschieden. Der sozialen Kohäsion, also insbesondere dem Aspekt der Integration bzw. Inklusion kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, wie dies IOC Präsident Jacques Rogge vielfach hervorgehoben hat. Diskutiert wird in diesem Zusammenhang gegenwärtig, welche Evaluationsinstrumente geeignet sind, um die gesellschaftlichen Veränderungen im Kontext Olympischer Spiele zu messen. Diese Fragen wurden u.a. auf der 4. IOC Weltkonferenz „Frauen und Sport“ Anfang März 2008 in Jordanien erörtert, die unter dem Motto „Sport as a vehicle for social change“ stand und dabei speziell den Genderaspekt betonte.

Olympismus als globale Utopie

Doch noch einmal zurück zu Coubertin, dem Begründer des neuzeitlichen Olympismus. Ich möchte Sie auf eine für unser Thema durchaus bedeutsame Ambivalenz seines Denkens und Handelns hinweisen: Seine schon angesprochenen patriotischen Ambitionen korrespondierten nämlich mit seinen gleichsam kosmopolitischen Überzeugungen, womit er die großen, sich zunächst diametral gegenüberstehenden Strömungen seiner Zeit in letztlich genialer Weise miteinander verband.

So schwebten Coubertin „keine einfachen Championate, sondern ein Fest des menschlichen Frühlings“ vor. Ein Fest mit starken kulturellen, pädagogischen und sozialen Implikationen. Ein Fest mit einem ebenso elitären Charakter wie einem globalen Anspruch.

Und seine Zielgruppe war längst nicht mehr nur die Jugend seines Heimatlandes, sondern die „Jugend der Welt“, die erstmal in der Geschichte die Gelegenheit erhalten sollte, sich regelmäßig zu treffen, sich friedlich zu begegnen, sich kennenzulernen, dabei gegenseitige Vorurteile und Misstrauen abzubauen und Achtung und Respekt voreinander zu entwickeln. In diesem Sinne sollten die Olympischen Spiele Modellcharakter erhalten und als Beleg für die Möglichkeit einer geregelten und gewaltfreien Lösung von Konflikten dienen. Indem Coubertin den Sport zu einer universalen Weltsprache erhob und eine übergreifende Verbindlichkeit von Regeln propagierte, positionierte er den Olympismus als ein Experimentierfeld für eine Entwicklung, der mittlerweile weitere soziale und ökonomische Phänomene im Rahmen der Globalisierung folgen.

In diesem Sinne hatte er bereits seinen ersten „olympischen Versuchsballon“ an einem Novemberabend des Jahres 1892 (also gut eineinhalb Jahre vor der am 23. Juni 1894 vollzogenen Gründung von IOC und Olympischer Bewegung) im Rahmen eines Vortrags über die Geschichte und Bedeutung „körperlicher Übungen“ an der Pariser Sorbonne in dem bis heute oft zitierten Aufruf gipfeln lassen:

„Lassen Sie uns Ruderer, Läufer, Fechter ins Ausland senden; das ist das wahre Freihandelssystem der Zukunft, und an dem Tag, an dem es in die Sitten des alten Europa (!) eingedrungen sein wird, wird der Sache des Friedens eine neue und mächtige Stütze erwachsen sein.“

Hier also, schon am Beginn seines öffentlichen Eintretens für sein olympisches Projekt steht der Friedensgedanke, der alsbald zu einem tragenden Element seiner Olympischen Idee werden sollte und nach wie vor ein unverzichtbares Fundament für Faszination und Legitimation der Olympischen Spiele darstellt.

Internationalität und Demokratie

Für Coubertin stand fest, dass sich „die Sache des Friedens“ – und damit auch die Sache des (olympischen) Sports – aus zwei Quellen speisen würde: Internationalität und Demokratie.

Voller Zuversicht, aber auch mit einer gewissen Naivität, reklamierte Coubertin bereits Ende des 19. Jahrhunderts diese beiden Grundprinzipien politischer und gesellschaftlicher Konstitution als Säulen einer modernen Welt. Er betrachtete deren Etablierung als unausweichlich und bezeichnete sie als eine historische Gesetzmäßigkeit. Schließlich glaubte er ein „aus den Tiefen des Menschen emporsteigendes Friedens- und Brüderlichkeitsbedürfnis“ konstatieren zu können.

Diese Vision beschrieb Coubertin Ende 1894 bei einem Vortrag in Athen wie folgt:

„Gesunde Demokratie und richtig verstandener, friedlicher Internationalismus werden in das erneuerte Stadion eindringen und hier den Kult der Ehre und der Uneigennützigkeit aufrecht erhalten, der es dem Athletismus ermöglichen wird, neben der Entwicklung des Leibes das Werk moralischer Vervollkommnung und sozialer Befriedung weiterzuführen.“

Der Friede, den Coubertin also nicht nur mit Internationalität, sondern auch mit Demokratie, Moral und sozialer Gerechtigkeit assoziierte, sei – so führte er weiter aus – „zu einer Art Religion geworden, um deren Altäre sich Tag für Tag eine wachsende Menge von Gläubigen scharen wird.“

Die Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit

Wie dem auch sei: Der Friedensgedanke ist und bleibt ein olympisches Erbe – ein Wechsel auf eine gute oder bessere Zukunft, aber er stellt auch eine Hypothek dar. Die Schwierigkeit liegt bereits in dem Anspruch, den Coubertin formulierte, der mit der Wirklichkeit kaum in Einklang zu bringen war und eine Diskrepanz von Soll und Sein, von Wollen und Können oder, wenn man so will, von Olympischer Idee und Olympischen Spielen implizieren musste.

Es ist nicht gesichert nachweisbar, ob die Olympische Bewegung in ihrer nunmehr weit über einhundertjährigen Geschichte tatsächlich einen Beitrag zu Frieden und Völkerverständigung oder zum gesellschaftlichen Fortschritt zu leisten vermochte, während umgekehrt der Einfluss von Krieg und Gewalt – oder allgemeiner formuliert, der Politik – auf die Bewegung und die Spiele an vielen Beispielen festgemacht werden kann.

Wohl kaum sind Kriege verhindert, beendet oder auch nur unterbrochen worden aus Anlass der Spiele, während sie selbst bereits dreimal – 1916, 1940 und 1944 – Kriegen zum Opfer fielen und nicht ausgetragen werden konnten. Seit 1984 – seinerzeit bildeten die Winterspiele in Sarajewo den Bezugspunkt – bleiben diesbezügliche Aufrufe des IOC ohne nachhaltige Wirkung bei den verantwortlichen Politikern und Machthabern.

Und weder große Gesten, wie etwa der Besuch des damaligen IOC-Präsidenten Samaranch in Sarajewo von 1994 während der Spiele in Lillehammer, noch die Unterstützung der UNO, die sich seit geraumer Zeit dem olympischen Friedensappell anschließt, oder die gemeinsam von IOC und UNO vorgenommene Gründung einer Olympic Truce Foundation sowie die Einrichtung eines Olympic Truce Center (in Athen) haben hier über den symbolisch-moralischen Impuls hinausgehende Erfolge gezeigt.

„Imagine“: Die ganze Welt ein Olympisches Dorf

Trotzdem sollten wir den Symbolgehalt der Olympischen Idee nicht zu gering schätzen. Dass ihre humane, auch pazifistische Grundierung auch auf subtile Weise Wirkung zeigt, belegt allein die Tatsache, dass gerade die Eröffnungsfeiern Olympischer Spiele seit langem den höchsten Zuspruch beim Publikum verzeichnen, *obwohl* oder, vielleicht, *gerade weil* gar kein Wettkampfsport geboten wird. Stattdessen macht gerade die Symbolisierung einer Welt ohne Krieg und Gewalt (frei nach dem Motto „Frieden ist möglich“ oder: „Die ganze Welt ein olympisches Dorf“) die faszinierende Botschaft der Veranstaltung aus, die sich ansonsten in weiten Teilen durch die abgewandelte Wiederholung des

ewig Gleichen bis in Details vorgegebener Abläufe auszeichnet und eigentlich auch eine Langeweile hervorrufen könnte.

Doch weit gefehlt: Auch am 8. August dieses Jahres werden die Menschen sich gerade von dieser Veranstaltung wieder in den Bann ziehen lassen.

„Imagine!“ „Stell Dir vor ...!“ Vielleicht ist mit dieser rhetorisch manifestierten Vision von John Lennon die olympische Botschaft und die menschliche Sehnsucht auf einen Punkt gebracht, der über die Zeiten hinweg den Nerv der Menschen trifft und sie trotz der Widrigkeiten und Irritationen der olympischen Idee die Treue halten lässt. Für viele Menschen war es ein bewegender Moment als Lençons Witwe Yoko Ono bei der Eröffnung der Winterspiele von Turin die Bühne betrat und an Johns Appell gemahnte.

All games, all nations

Blicken wir außerdem auf den „Einmarsch der Nationen“, der zum festen Bestand der Eröffnungsfeiern gehört, dann führt dies zu der Erkenntnis, dass immerhin ein wesentlicher Aspekt von Coubertins Anspruch, sein Anspruch auf olympische Globalität eingelöst ist; zumindest, was den zweiten Teil seiner griffigen Formel „all games, all nations“ betrifft.

Zwar ist nur ein sehr kleiner Teil aller weltweit praktizierten Sportarten unter der olympischen Fahne vereint, doch sind die Nationen inzwischen beinahe vollzählig versammelt.

Die Olympische Bewegung zählt mehr Mitglieder als die UNO. Für die Spiele in Peking sind Einladungen an 205 Nationale Olympische Komitees ausgesprochen worden, und wenn nicht Unvorhersehbares passiert, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch alle, wenn im Einzelfall vielleicht auch nur mit einer Minidelegation – am 8. August ins Olympiastadion von Peking einmarschieren werden. Möglicherweise kommt noch ein 206. Team hinzu, wenn das vor kurzem staatlich konstituierte Kosovo eine kurzfristige Sondergenehmigung zu seiner olympischen Inauguration erhalten sollte.

Ein Schauspiel auf der Weltbühne des Sports

Ohne für eine Änderung des Zeremoniells zu plädieren, würde ich vorschlagen, für den Begriff „Einmarsch“ einmal einen weniger militaristisch klingenden Ersatz zu finden. Dieses Zeremoniell soll, wie mit der Präsentation nationaler Hoheitszeichen bei Eröffnungs- und Schlussfeier sowie bei den Siegerehrungen und durchgängig während der Spiele im Stadion und in den anderen Sportstätten sowie im Olympischen Dorf, die Anwesenheit der Nationen und ihre Unterwerfung unter den olympischen Codex symbolisieren.

Im Übrigen korrespondiert diese Wahrnehmung mit einer anderen, und zwar dem seit 1956 praktizierten „losen“ oder „ungeordneten“ „Ausmarsch“ der Athletinnen und Athleten bei der Schlussfeier.

Dieses Zusammenspiel von Eröffnungs- und Schlussfeier soll uns eine Entwicklung, eine in den zwei olympischen Wochen vollzogene Verständigung und eine daraus resultierende zumindest ansatzweise erfolgte Auflösung nationaler Gebundenheiten vor Augen führen. Auch dies können wir unter den Begriff der „sozialen Kohäsion“ subsumieren.

Auf diese Weise jedenfalls erhält der olympische Friedensgedanke einen symbolträchtigen Ausdruck und ein Credo Coubertins eine Entsprechung:

„Von den Völkern zu verlangen, sich gegenseitig zu lieben, ist eine Art Kinderei; sie aufzufordern, sich zu achten, ist keine Utopie; aber um sich zu achten, muss man sich zunächst kennen.“

Dieser Gedanke erscheint manchen in Zeiten der Globalisierung fast obsolet, doch belegt die olympische Erfahrung, dass sich seine alle zwei Jahre auf olympische Weise vollzogene Umsetzung nach wie vor einer immer noch größer werdenden Faszination erfreut.

Das Olympische Dorf als interkulturelles Labor

205 Nationen und – bei den Sommerspielen – mehr als 10.000 Athletinnen und Athleten, ein Vielfaches an Berichterstatern und ein Publikum, das längst nicht

mehr in Millionen, sondern in Milliarden gezählt wird: Welch ein Potenzial kommt in diesen Daten zum Ausdruck!

Und noch etwas ist von Bedeutung, das sicherlich ein Alleinstellungsmerkmal Olympischer Spiele ausmacht und deren herausgehobene Stellung im Kanon anderer großer Sportereignisse sowie weltweit beachteter Ereignisse mitbegründet: Das Olympische Dorf mit seiner ganz eigenen Symbolkraft.

Wo sonst finden sich so viele Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft, Sozialisation, kultureller Prägungen, persönlicher Perspektiven oder religiöser Präferenzen im Zeichen einer verbindenden Idee zusammen zu einem zweiwöchigen „Jugendlager“ mit all seinen Möglichkeiten der Begegnung und des Austausches – ein Labor für interkulturelles Training, welches in Zeiten der Globalisierung sinnvoller und wichtiger erscheint denn je.

Wie unzählige Berichte von Aktiven belegen, gestaltet sich der Aufenthalt im „Dorf“, angesichts der Größenverhältnisse ein beinahe anachronistischer Begriff, zu einem unvergesslichen Erlebnis und bleibenden Gewinn. Ein spezifischer Mehrwert also, der Kontinental- oder Weltmeisterschaften abgeht, da sich hier nur Vertreterinnen und Vertreter *einer* Sportart begegnen, und zwar meist auch nur im Rahmen von Training und Wettkampf, da sie in der Regel wie Geschäftsreisende in Hotels untergebracht sind.

Hier kann soziale Kohäsion erlebt und nachhaltig nutzbar gemacht werden. Zu dieser konkreten Option, die ja nur einer in Relation zur Weltbevölkerung vergleichsweise kleinen und privilegierten Personengruppe zur Verfügung steht, kommt das symbolische Potenzial des Olympischen Dorfes. Allein das Wissen um die Existenz und das „Funktionieren“ dieses Ortes olympischer Friedfertigkeit nährt zumindest die Hoffnung, dass ein friedliches und gewaltfreies Zusammenleben auch in größerem Maßstab möglich ist. Damit hat die olympische Utopie und das Ideal einer umfassenden sozialen Kohäsion einen speziellen Bezugspunkt wie auch die fünf ineinandergreifenden Ringe ein entsprechendes Sinnbild darstellen.

Welten und Mauern

In diesem Zusammenhang muss die geschichtliche Zäsur der Jahre 1989/90 und deren Wirkung auf die olympische Gegenwart differenziert beurteilt werden. Es ist uneingeschränkt zu begrüßen, dass nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Ende des Kalten Krieges die Athletinnen und Athleten in vielen Ländern von politisch, ideologisch oder auch religiös motivierten oder verbrämten Zwängen befreit wurden, und es wäre begrüßenswert, wenn dies alsbald auch flächendeckend gewährleistet wäre.

Positiv zu bewerten ist, dass das IOC, wenn auch nicht umfassend, so von belastenden politischen Abhängigkeiten befreit ist, nachdem man sich allzu oft der Macht des Faktischen zu beugen hatte. Und dies, obwohl die Zugehörigkeit zur Olympischen Bewegung – fixiert in Artikel 3 der Olympischen Charta – an eine Ächtung jedweder „Diskriminierung eines Landes und einer Person aufgrund von Rasse, Religion, Geschlecht oder aus politischen und sonstigen Gründen“ gebunden war.

Zwei spezielle Projekte von IOC-Mitgliedern seien an dieser Stelle auch genannt: Im Jahr 2007 startete Prinz Feisal von Jordanien seine „Peace through Sport“-Programme und Fürst Albert von Monaco seine „Peace and Sport“-Initiative. Gemeinsam ist ihnen das Bestreben, friedliches Miteinander im und durch Sport zu ermöglichen.

Interessant sind in diesem Kontext aber auch die Bemühungen anderer Organisationen, wie der Vereinten Nationen, die ebenfalls einen Beitrag zur Entwicklung und zum friedlichen Miteinander durch Sport leisten wollen. Die vielfältigen Initiativen, die 2005 im „Internationalen Jahr des Sports und der Leibeserziehung“ gestartet bzw. dokumentiert wurden, sind ein eindrucksvoller Beleg für die verbindende Kraft des Sports, die ihren Ausdruck auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene findet.

Der 8. August und die Frage „Was bleibt?“

Damit sind wir bei einer Frage, die im Blick auf die Spiele von Peking von besonderer Relevanz zu sein scheint. Die Frage nämlich nach der Verantwortung der Olympischen Bewegung, namentlich des IOC, für die politisch-

gesellschaftliche Situation und Perspektive des jeweiligen Ausrichterlandes der Spiele.

Zwar werden Olympische Spiele explizit einer Stadt und nicht – wie viele Kontinental- oder Weltmeisterschaften – einem Land überantwortet, doch liegt es in der Natur der Sache, dass deren Vergabe den Fokus der Weltöffentlichkeit auf Stadt *und* Land lenkt. Dieser Mechanismus öffentlicher Wahrnehmung ist anhand der olympischen Geschichte lückenlos nachweisbar, wobei er im Fall von Peking und China eine bisher so vielleicht noch nicht erreichte Dynamik erhielt.

Wir haben in den vergangenen Monaten im Zuge einer sich intensivierenden Berichterstattung über China und seine Hauptstadt vielleicht mehr erfahren, als in vielen Jahren zuvor. Dass dabei nicht nur die lange Geschichte, die großartige Kultur, die erstaunliche Entwicklung der Wirtschaft und andere Vorzüge einer aufstrebenden Weltmacht, sondern auch politische Aspekte in den Blick genommen wurden und werden, versteht sich wohl ebenfalls von selbst. Sicher ist, dass in der ganzen Welt ein tiefer greifendes Interesse für Land und Leute entstanden ist und – so ist anzunehmen – sich weiterentwickeln wird. Die Olympischen Spiele rücken Peking und China in das Zentrum des Weltinteresses.

Diesbezüglich aber zu fundierten Meinungen und fairen Beurteilungen zu finden, ist nicht einfach. Trotzdem darf sich die Olympische Bewegung der Verantwortung nicht entziehen, und besonders das IOC ist entsprechend in der Pflicht – eine Pflicht, die es sich durch die 2001 getroffene Entscheidung für Peking selbst auferlegt hat. Mindestens hat es dafür Sorge zu tragen, dass seine vorgegebenen Regeln eingehalten und den Werten des Sports Rechnung getragen wird. In diesem Zusammenhang darf vom IOC eine klare Position und Stellungnahme erwartet werden. Wer eine weitergehende Initiative annimmt, sollte sich bewusst sein, dass nur das Zusammenwirken aller gesellschaftlichen Bereiche, insbesondere Politik, Wirtschaft, Sport, Bildung und Kultur, dauerhaft wirksame Verständigungs- und Versöhnungsprozesse bewirken können.

Es stellt sich die Frage, welchen Mehrwert und welches Vermächtnis die Olympischen Spiele für Peking und China bringen werden – eine Frage, die sich erst in einigen Jahren beantworten lässt. Wir sind aber gespannt auf das, was Peking und China mit der Ausrichtung der Spiele der Olympischen Bewegung zu

geben haben und auf das Bemühen um die Förderung des Fairplay, des gegenseitigen Respekts, der sozialen Kohäsion und des Friedens.

Vor diesem Hintergrund blicken wir erwartungsvoll auf zweimal zwei großartige olympische Wochen, um an dieser Stelle auch die Paralympics, deren Bedeutung für die soziale Kohäsion einen eigenen Vortrag verdient, hervorzuheben. Denn gerade in Bezug auf Menschen mit einer Behinderung gilt es, Wege für gleichberechtigte Partizipation und sportliche und gesellschaftliche Integration zu ebnen.

Wir freuen uns auf zwei Sportfeste der Superlative, auf überragende sportliche Leistungen, spannende Wettkämpfe, faire Sieger und Verlierer – und wir hoffen zugleich auf einen starken Impuls für die soziale Kohäsion, für eine friedliche und humane Welt, in der wir alle gerne leben und noch viele olympische Feste feiern können.